

# Die Braut ist willig

Albanien ist noch immer ein fast unbekannter Staat Europas. Korruption, hohe Arbeitslosigkeit, Kriminalität prägen das Bild im Westen. Dabei bietet das Land auch mediterranes Flair und einen historischen Sonderfall à la Balkan. *Von Peter Keller*

Aare Sommaruga, Luzern Maurer, Engadin Ber-set? In Albanien tauft man Kinder ganz selbstverständlich nach besonders schönen Städten, Flüssen, Gegenden, Heimatliebe der eigenen Art. Valbona Paja trägt den Namen eines in den nordöstlichen Gebirgszügen entspringenden Gewässers: das trockenhelle Gestein, die Nadelwälder, der Kontrast der Farben – das Tal der Valbona mit dem türkis schillernden Fluss könnte ebenso gut im Tessin liegen. *Verzasca Leuthard.*

Albanien ist noch immer unbekanntes Territorium, bis zum Sturz des Regimes 1990 war das Land fast vollständig abgeschottet. Ein Nordkorea Europas, mit einem skurrilen Personenkult um Diktator Enver Hoxha (1908–1985), der Albanien sogar innerhalb des sozialistischen Ostblocks weitgehend isolierte.

Gegen Ende seiner vierzig Jahre dauernden Herrschaft wurde Hoxha, der in Frankreich und Belgien Jura studiert hatte, immer paranoider, er säuberte die Partei in mehreren blutigen Wellen und liess aus Furcht vor drohenden Angriffen aus dem Ausland das ganze Land mit Zehntausenden von Bunkern versehen, die noch heute wie graue Betonpilze, die gerade kopfvan aus dem Erdreich stossen, das Landschaftsbild prägen. Hoxha wollte sein Volk zu einem Heer von Partisanen trimmen und ihm eine Unzahl von Unterschlüpfen bieten für einen zermürbenden Kleinkrieg, wie ihn die Jugoslawen während des Zweiten Weltkriegs so wirkungsvoll gegen die Nazis betrieben hatten. Spott über diese Bunkermanie ist nicht angebracht. In der Schweiz muss bei Wohnbauten bis heute nachgewiesen werden, dass die Bewohner Platz in einem Zivilschutzkeller fänden; das System Hoxha, diskret schweizerisch angepasst: sich verkriechen statt sich verteidigen.

## Das bunte Make-up der Hauptstadt

«Die Bäume hier sind alle nicht älter als 25 Jahre.» Der Genfer Nationalrat Yves Nidegger mustert die Allee nahe dem Skanderbeg-Platz, der das politische und wirtschaftliche Leben Tiranas um sich schart. Er war bereits zweimal hier in der Hauptstadt, unmittelbar nach dem Sturz der Kommunisten. Das Land lag bleiern am Boden, auf die totale Kontrolle folgte das chaotische Vakuum, im Winter füllten die Leute Bäume in den Parks und entlang der Strassen, um an Brennholz zu kommen. Heute schützen wieder Oleander, Linden, Pinien vor der Hitze des albanischen Sommers.

«Ein einziger Flieger am Tag landete damals in Tirana. Als wir anfliegen, sahen wir, wie die Schafe davonstoben, um kurz danach wieder zurückzutrotten und weiter entlang der Piste zu weiden.» Nidegger grinst – wie auch alle Albaner, denen er die kleine Episode erzählt –, dazu kramt er seine Fotos hervor, die ihn mit Bekannten aus jener Zeit zeigen, als er für einen Monat Buchhaltungskurse gab und dafür die beiden letzten brauchbaren Computer im Ministerium zur Verfügung gestellt bekam. Hoxha hatte seinen Staat irgendwo zwischen Pferdewagen und Schwerindustrie festgefroren.

Die Fotografien lösen beim welschen SVP-Politiker den üblichen Nostalgieeffekt – weniger Kilos, mehr Haare – aus; seine einheimischen Gegenüber fragen derweil verschämt und etwas hoffnungsvoll, was sich denn verändert habe in ihrem Albanien. «Die Leute damals

## Die Rollenteilung bei diesem Besuch ist klar definiert: Der Chef ist männlich, die Kompetenz weiblich.

sahen fünfzehn Jahre älter aus, als sie tatsächlich waren», sagt Nidegger, «und alles war grau, sozialistisches Einheitsgrau.» Nun blinkt Tirana in bunten Farben, ebenfalls nicht ganz ohne offizielles Zutun. Es war Bürgermeister Edi Rama, heute Ministerpräsident des Landes, der der Stadt ein Make-up verpasste. «Die Strassen glichen Korridoren wie aus einem Kafka-Roman», befand Rama, der vor seiner politischen Karriere ein international bekannter Künstler war. Nach dieser langen, dunklen Zeit hätten die Farben die Menschen aufgeweckt, wieder zum Leben verführt.

«Ah, Sie meinen unser Legoland», sagt lachend Milva Ekonomi, Ministerin für Wirtschaftsentwicklung, als wir sie auf die äussere Transformation der Hauptstadt ansprechen. Die Administration zahlte den Anstrich. «Die Fassaden gehören Edi, die Häuser den Besitzern.» Dann fährt sie fort, eloquent und in bestem Englisch, über Projekte der neuen Regierung zu erzählen, über die Gebietsreform, das touristische Potenzial des Landes, über Direktinvestitionen und die Energieversorgung. Es rattert Zahlen und Fakten, Ekonomi hat bis vor kurzem im Instat gearbeitet, dem staatlichen Büro für Statistik.

Was die Statistiken zu Albanien hergeben: Rund drei Millionen Menschen zählt das Land,



*Brüssel zögert:* Hochzeit in Albanien.

fast alle leben am leicht abfallenden Küstenstreifen entlang der Adria, die Fläche ist um rund ein Drittel kleiner als jene der Schweiz (28748 km<sup>2</sup>). Das Bruttoinlandprodukt beträgt etwas über 4000 Dollar pro Kopf – der Durchschnitt der EU-Staaten liegt bei 28700 Euro. Die Europäische Union bleibt der Sehnsuchtsort eines ganzen Landes, überall flattert die blaue Fahne mit den Sternen, vor Hotels, an öffentlichen Gebäuden, Rathhäusern, selbst am Eingang der Abwasserreinigung von Shkodra, der wichtigsten Stadt Nordalbaniens. Man ist sozusagen vorsorglich auf Empfang programmiert, sollte sich ein EU-Funktionär inkognito im Land bewegen. Während sich der übrige Osten



Europas von Merkels Flüchtlingspolitik (und dem moralistischen Imperativ der EU) abwendet, ist Albanien willig – nur der Bräutigam in Brüssel zögert.

#### Alte Männer bewachen Fahrräder

Shkodra liegt an der südöstlichen Spitze des Skutarisees, und hier wurde auch das Projekt «Water Supply and Environmental Lake Protection of Shkodra» umgesetzt: Dazu gehört eine nach biologischen Grundsätzen ausgerichtete Kläranlage. Vor der Umzäunung wartet die lokale Delegation, der Direktor mitsamt seinen ausschliesslich weiblichen Mitarbeiter, Typ elegant-dezent. Man tauscht

Visitenkarten aus, die oberste Höflichkeit im Balkan. Damit ist der Part des Direktors zu Ende. Die Führung übernimmt eine Ingenieurin, abwechselnd mit eben jener Valbona, die durchaus passend nach dem anmutigen Gebirgsfluss der Region heisst. Bei diesem Besuch ist die Rollenteilung klar definiert: Der Chef ist männlich, die Kompetenz weiblich.

Die knapp zwei Millionen Euro teure Anlage wurde mitfinanziert von der Schweiz, das erfahren wir morgens am Sitz der Bürgermeisterin Voltana Ademi. Vorher ging es vom Hotel quer durch die Innenstadt Shkodras, vorbei an einem Veloständer, wo zwei ältere Männer

sassen, plaudernd; es nähert sich ein Dritter, in Hemd und Hose, pult eine Münze hervor, drückt sie einem der Alten mit gipsweissem Haar in die Hand und pedalt davon. So verdient man sich bei karger Rente den Kaffee für zwischendurch. Im von hoher Arbeitslosigkeit geplagten Albanien ist die Arbeit als Parkplatzwächter eine Beschäftigung, die man überall sieht.

Um die Stadtverwaltung herum wimmelt es von winzigen Notariatsbüros, viele sind wie Krämerläden gegen die Strasse hinaus offen. An den Wänden sitzen wartende Klienten, hinter dem Pult hockt der «Advokat». Offenbar hat man hier keine grossen Geheimnisse voreinan-

der. Wer eine offizielle Bewilligung oder sonst ein Dokument braucht, wendet sich besser an einen mit den verschlungenen Wegen der albanischen Kleptokratie vertrauten Juristen.

Auch die Bürgermeisterin spricht tadelloses Englisch; in Tirana wird uns der Mann von der Stadtbehörde auf Italienisch begrüßen. Albaner haben den Ruf, sprachbegabt zu sein. Das liegt auch an den vielen Lehnwörtern des Albanischen selbst, von dem es bis fast in die Neuzeit hinein kaum schriftliche Zeugnisse gibt – dafür erzählt die Sprache viel über die Geschichte und Kultur des Landes: Man geht davon aus, dass rund vier Fünftel des albanischen Wortschatzes aus dem Lateinischen, Venezianischen, Slawischen, Neugriechischen, Rumänischen und Türkischen stammen.\* Darin spiegelt sich das wechselvolle Zusammenspiel von Okkupanten und Einflüssen. Als wir zum Strand (*plazh*, ausgesprochen wie das französische *plage*) fahren und nach dem Weg fragen, heisst es: «Drejt!», geradeaus!, ähnlich dem Rumänischen *drept* oder dem italienischen *diritto*. Am Strassenrand wird *auto aksesorë* (Accessoires/Zubehör für PW) verkauft, im Hotel wartet man auf den *ashensor*, um in die oberen Etagen zu gelangen.

Vor der Bürgermeisterin liegen zwei Smartphones auf dem Tisch, das diskrete Signal der eigenen Wichtigkeit. Sie öffnet den Fächer, meint, man müsse vor allem den jungen Leuten eine Perspektive bieten. Wenn diese die Hoffnung verlören, dass sich die Verhältnisse zum Besseren wenden, würden sie weiter ihre Heimat verlassen. Ihr Job sei es, die Korruption zu bekämpfen und gleichzeitig die staatlichen Dienstleistungen zu verbessern. Dann stellt man uns das Abwasserreinigungsprojekt vor. Mit «Powerpoint» und Dossier in Papierform – die international erprobte Mischung. Der Schweizer Beitrag stammt vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Ziel sei es, den Skutarisee, das grösste Binnengewässer der Balkanhalbinsel, möglichst von Belastungen wie Fäkalien frei zu halten. Es stellt sich heraus, dass die Anlage das Abwasser einiger Vororte mit rund 1500 Einwohnern klärt. In Shkodra leben insgesamt über 135 000 Menschen. Deren Kanalisation fliesst direkt in einen Fluss und von dort ungefiltert ins relativ nahe Meer.

Bevor wir zur Anlage aufbrechen, dann die Frage nach einer Toilette. Nach rund zehn Minuten kommt jemand mit dem Schlüssel. Die Decke ist halboffen, Balken bröseln vor sich hin. Im WC selbst hat es kein Papier, auf den Spülknopf drückt man vergeblich. Dafür stehen Kübel mit Wasser bereit, die man ersatzweise in die Schüssel giessen kann. Zwischen «Powerpoint»-Präsentation und Realität liegt eine ziemlich ernüchternde Strecke.

Im bestens klimatisierten Cooperation and Development Institute (CDI), einem in Tirana arbeitenden, politisch unabhängigen Think-Tank, ist viel vom «high potential» oder gar



Schweizer Unterstützung: Bürgermeisterin Ademi.



Zahlen und Fakten: Ministerin Ekonomi.

«very high potential» Albaniens die Rede. Bergbau, Tourismus, Landwirtschaft, Infrastrukturen – die Schlagworte sitzen. Wer fast bei null beginnen muss, hat immer Luft nach oben. Draussen schlägt einem wieder die abendliche Sommerwärme ins Gesicht, ein mit geducktem Kopf vorbeistreichender Hund sucht in den Winkeln des Häuserzugs nach Essbarem.

### Schwere Audis, albanische Schönheiten

Der Staat Albanien ist jung, er konnte erst 1912 nach jahrhundertelanger Fremdherrschaft, zuletzt durch die Osmanen, seine Eigenständigkeit erlangen. Das Land war beinahe ohne moderne Infrastruktur, ohne jede Industrie, eine Kriegerbrache, umgeben von bedrohlichen Nachbarn: dem «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen» (dem späteren Jugoslawien), dem kriselnden Griechenland, dem ab 1922 faschistischen Italien – alle diese begährten Teile des Landes oder machten halb-

koloniale Ansprüche (Mussolini) geltend. Nach anfänglichen Wirren konnte sich der mittelalbanische Feudalherr Ahmet Zogu mit jugoslawischer Hilfe an die Macht putschen. 1928 liess er sich zum «König der Albaner» ausrufen. Den Flur zum Frühstückssaal des Hotels «Rogner» in Tirana schmückten Fotografien des selbsternannten Regenten. Sie zeigen ihn in weisser Galauniform mit Brustschleife und Orden.

Auf einem Bild steht er, die Hände auf einen Degen gestützt, neben seiner Gattin Geraldine. Sie, eine aristokratische Schönheit aus Ungarn, lehnt in einem Gobelinsessel, schulterfrei, mit Diadem im Haar, umhüllt von einem seidig schimmernden Abendkleid, die Lederhandschuhe lässig in einer Hand haltend. Zogu schaut mit trauriger Vehemenz, als ob er ahnte, dass er schon bald seine Macht an Mussolini verlieren wird, der Albanien 1939 annektieren liess. Das damals modische und heute unmögliche Hitlerschnäuzchen vollendet die Grotteske von Zogus aufgesetzter Opreppenmonarchie. Das Hotel «Rogner» umschliesst einen blühenden Garten mit Palmen, am Pool weist ein Schild den Weg zum Konferenzsaal des Peace Corps, einer US-Behörde, die bezahlte Freiwilligeneinsätze in verschie-

---

### Zwischen Powerpoint-Präsentation und Realität liegt eine ziemlich ernüchternde Strecke.

---

denen Ländern ausserhalb der Vereinigten Staaten organisiert. Am Frühstücksbuffet wird gerade die Welt plaudernd gerettet.

Abends auf dem Corso paradieren schwere Audis und albanische Schönheiten. Wenn draussen in den Dörfern nicht ab und an eher kleingeratene Moscheen mit Minaretten stünden, man würde nie vermuten, dass die Bevölkerung mehrheitlich muslimisch ist. In Schweizer Agglomerationen sind mehr Kopftuchfrauen zu sehen als hier. Nicht nur das Schaulaufen, auch das Schaufahren erinnert an süditalienische Städte, ebenso das verlotterte Flair der Häuser und Strassen. Der Himmel ist durchsichtig hell und blau, die Wärme hängt sommerlich träge in der Luft. Im Café wird der Espresso mit vollendetem kastanienbraunem Schäumchen serviert. Das Fazit zu Albanien ist vorläufig: Wir Westler bekommen hier ein Stück mediterranes Lebensgefühl zu unanständig tiefen Preisen. Man wünscht dem Land, dass es die Strecke zwischen «Powerpoint»-Potenzial und den realen Zuständen verkürzen kann – ohne dass es dafür seine schwierig-schöne Balkanseele verliert.

Oliver Jens Schmitt: Die Albaner. Eine Geschichte zwischen Orient und Okzident. C.H. Beck. 186 S.

Bashkim Iseni: La question nationale en Europe du Sud-est. Genève, émergence et développement de l'identité nationale albanaise au Kosovo et en Macédoine. Peter Lang Berne, 386 S.